



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Bartels, Adolf: Jeremias Gotthelf. 3

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

oberflächlich sein, ohne Verurteilung herauszufordern. So geht sie denn selbst dem Tode, wenn er sich in jungen Jahren ankündigt, mit milderer Bitterkeit entgegen als die Reifen, die von der Höhe des Lebens hinabstürzen sollen oder von dem, was sie als Höhe des Lebens meinen ansehen zu dürfen; es sind ja noch nicht so viele Fäden im Leben geknüpft, es ist noch kein so weitgeführtes Gespinnst aufzulösen, die freundliche Gewohnheit des Daseins ist noch nicht so alt, und den Kindern zumal ist der Tod nichts anderes als ein neues Wunder in der Reihe der Wunder, die das Leben Tag für Tag vor ihnen öffnete.

(Schluß folgt)



## Jeremias Gotthelf

Von Adolf Bartels

3



oviel ist richtig, daß seit der Mitte der vierziger Jahre in Gotthelfs Schriften die Politik eine große Rolle zu spielen beginnt, man könnte sagen, eine unverhältnismäßig große, wenn Gotthelf eben nur als Dichter zu betrachten wäre, was aber nicht der Fall ist. Hätte der Dichter, der Künstler in ihm wirklich die erste Stelle behauptet, es wäre ihm ganz unmöglich gewesen, viele seiner spätern Werke ohne jede ästhetische Rücksicht zu schreiben, die ästhetische Richtung seiner Natur wäre immer mehr hervor- statt zurückgetreten, der Künstler hätte sich immer reifer gezeigt. Daß das nicht der Fall war, erweist augenscheinlich, daß meine Auffassung, wonach sein dichterisches Talent, so mächtig es auch erscheint, doch erst an zweiter Stelle steht, richtig ist. Fast komisch berührt es, wenn Keller, der eben der Dichter und Künstler war, der Vigilius nicht war, seinem vermeintlichen Kollegen immer wieder die schönsten ästhetischen Ratschläge erteilt und zuletzt die religiöse Weltanschauung des Dichters für seine mangelnde ästhetische Ausbildung verantwortlich macht. „In jeder Erzählung Gotthelfs liegt an Dichte und Innigkeit das Zeug zu einem »Hermann und Dorothea,« aber in keinem nimmt er nur den leisesten Anlauf, seinem Gedichte die Schönheit und Vollendung zu verschaffen, welche der künstlerische, gewissenhafte und ökonomische Goethe seinem einen, so zierlich und begrenzt gebauten Epos zu geben wußte. Und hierin liegt die andre Seite seines

Grenzboten III 1897

52

Wesens [die erste ist nach Keller sein episches Genie]. Kein bekannter Dichter oder Schriftsteller lebt gegenwärtig, welcher so sein Licht unter den Scheffel stellt und in solchem Maße das verachtet, was man Technik, Kritik, Litteraturgeschichte, Ästhetik, kurz Rechenschaft von seinem Thun und Lassen nennt in künstlerischer Beziehung. Und wenn wir uns nicht gänzlich irren, so liegt der Grund dieser seltsamen widerspruchsvollen Erscheinung weniger in einem unglückseligen Cynismus als in der religiösen Weltanschauung [einer nicht durchgebildeten, kurzatmigen Weltanschauung, heißt es bald darauf]. In der That scheint es mehr eine Art asketischer Demut und Entsagung gewesen zu sein, welche die weltliche äußere Kunstmäßigkeit und Ziede verachten ließ, ein herber puritanischer Barbarismus, welcher die Klugheit und Handlichkeit geläuterter Schönheit verwarf. Es hängt damit zusammen, daß er nie die geringste Konzession machte an die Allgemeingenießbarkeit und seine Werke unverwundlich in dem Dialekte und Wize schrieb, welcher nur in dem engen alemannischen Gebiete ganz genossen werden kann. Er schien nichts davonnehmen noch hinzuthun zu wollen zu dem, was ihm sein Gott gegeben hatte, und alles künstlerische Bestreben für eine weltliche Zuthat zu halten, welche weniger in die Kirche als vor die heidnische Orchestra führe. Aber der gleiche Gott, der den Menschen die Poesie gab, gab ihnen ohne Zweifel auch den künstlerischen Trieb und das Bedürfnis der Vollendung, und wenn er schon in der Blume, die er zunächst selbst machte, Symmetrie und Wohlgeruch liebt, warum sollte er sie nicht auch im Menschenwerke lieben?" Ganz recht, gegen die feinere künstlerische Ausgestaltung ist gewiß nichts zu sagen, aber nicht jeder, der die gestaltende Kraft hat, ist auch für sie beanlagt, Gotthelf aber mußte es seiner Natur nach um unmittelbare sittliche und soziale Wirkung zu thun sein, und es fragt sich, ob künstlerische Durchbildung die nicht vielleicht stört. Ein bisschen bäurische „Prozerei“ mag man in dem Ablehnen der Kunst auch finden, wie er denn einmal Goethe in nicht schöner Weise verspottet, aber andererseits darf man auch das Treiben der vormärzlichen, meist jungdeutschen „Belletristen“ nicht vergessen, wenn man sich Gotthelfs Abneigung gegen die „künstlerische“ Romanschreiberei erklären will. So ward und blieb er Naturalist. Technik, Kritik, Litteraturgeschichte und Ästhetik sind schöne Dinge, aber es kann ihrer auch zu viel werden, daher ist ja in unsern Tagen der Naturalismus zum künstlerischen Prinzip erhoben worden. Gotthelf war aber ein natürlicher Naturalist, während unsre modernen Naturalisten, obwohl sich auch bei ihnen das Streben nach unmittelbarer moralischer und sozialer Wirkung findet, Litteraten, wie sie meistens sind, als künstliche Naturalisten zu bezeichnen sein dürften und daher weder seine Naturwahrheit noch seine Wirkung erreichten, wenn man die Wirkung nach der Tiefe, nicht nach der Breite bemißt.

Das erste Werk Gotthelfs, das von der offenen Tendenz gegen den Zeitgeist erfüllt erscheint, ist der „Geltstag“ oder „Die Wirtschaft nach der

neuen Mode," 1846 erschienen. Das Buch stellt das Wirtshausleben dar, aber weniger das Treiben der Gäste als das der Wirtsleute. Ein bäuerliches Ehepaar, das, dem Zuge der Zeit folgend, vor allem, um ein bequemes Leben zu haben, eine Wirtschaft übernimmt, verschuldet und verkommt nach und nach. Von geradezu graufiger Wirkung ist die von Gotthelf psychologisch scharf entwickelte allmähliche Entfremdung der Eheleute, die so weit führt, daß man sich gegenseitig heimlich den Tod wünscht. Der Ehemann stirbt in der That, das Besitztum wird versteigert, die zahlreichen Kinder kommen zu fremden Leuten, während sich die Frau, sobald es angeht, einem Windbeutel an den Hals wirft. Also das Ganze ist ein düstres, aber durchaus lebenswahres soziales Gemälde, doch fehlt nicht ein gewisser satirischer Humor, der namentlich bei der Darstellung der Nebenbuhlerschaft der Wirtin mit einer andern und dann bei der sehr eingehenden Schilderung des ländlichen juristischen Geschäftslebens zu Tage tritt. „Die Steigerungen, Inventarisierungen, Gemeinderatssitzungen usw. sind meisterhaft, aber auch sehr breit, sagt Manuel. Die kleinsten Kniffe und Praktiken, wie sie etwa unter dem verhandelnden Personale bei solchen Operationen gäng und gäbe sind, werden ans Tageslicht gezogen. Namentlich ist die ganze lange Verhandlung der Versteigerung ein vortreffliches Lebensbild, so gemein und burlesk auch alles zugeht. Vitzius hat in diesem Buche die amtlichen Schreiber, die Geschäftsleute und die Handlungsreisenden, seine zarten Freunde, ganz besonders aufs Korn genommen und sie mit scharfer Lauge übergossen. Auch die Regenten, manche Geseze und Gebräuche werden unbarmherzig mitgenommen.“ Hier steckt auch der Naturalismus des Buches, welcher moderne deutsche Naturalist käme da Gotthelf gleich! Hauptmann hat im „Biberpelz“ das Gebiet wenigstens gestreift. Predigten und Diskussionen unterbrechen freilich die Darstellung im „Geltstag“ sehr oft, und mit der Schilderung eines Kindes, das sich ängstlich um das Seelenheil seines Vaters bekümmert, wird zu stark auf Rührung gearbeitet, obschon ein Erlebnis zu Grunde liegen mag.

Die Fruchtbarkeit Gotthelfs war um diese Zeit auf ihrer Höhe, im Jahre 1847 erschienen zwei Bücher von ihm, „Jakobs des Handwerksgehlen Wanderungen durch die Schweiz“ und „Räthi, die Großmutter,“ beide gegen die damals zuerst mächtiger hervortretenden Theorien des Kommunismus und Sozialismus gerichtet, das letztere jedoch fast rein dichterisch. Die „Wanderungen Jakobs des Handwerksgehlen“ wurden auf Kosten eines Vereins zur Vertreibung guter Volksschriften herausgegeben, sind aber trotz dieser äußerlichen Veranlassung ihres Entstehens zu einem guten, reich entwickelten Charaktergemälde geworden und bilden heute ein wichtiges kulturgeschichtliches Dokument, indem sie das Klubbistenwesen der deutschen Wanderburschen in der damaligen Schweiz schildern. Die dreißiger und vierziger Jahre unsers Jahrhunderts mit ihren Anfängen der Verbreitung kommunistischer und sozialistischer Ideen

unter den Arbeitern werden wohl noch einmal die genaue geschichtliche Darstellung finden, die sie verdienen, und dann wird auch Jeremias Gotthelf eine nicht zu unterschätzende Quelle sein; war doch die Schweiz der Boden jener unter dem Namen „Junges Europa“ zusammengefaßten revolutionären Gründungen, an die sich die moderne sozialistische Bewegung unmittelbar anschließt. „Neben dem Jungen Italien entfaltete das Junge Deutschland (nicht mit dem litterarischen zu verwechseln) in den dreißiger Jahren dort eine große agitatorische Thätigkeit. Deutsche Flüchtlinge und Handwerkervereine gehörten ihm an. Es zerfiel in besondere Klubs von mindestens fünf Personen. Die Verbindung hatte ihre eigne Gerichtsbarkeit über alle strafbaren Handlungen der Mitglieder, jeder Verrat sollte mit dem Tode bestraft werden, und jedes vom Ausschuß ernannte Mitglied war zur Vollziehung des Urteils verpflichtet. Die Ermordung des Spions Ludwig Lessing am 4. November 1835 in der Nähe von Zürich erregte großes Aufsehen und erweckte stärkere Befürchtungen auf Seiten der deutschen Regierungen. Als nun gar eine Versammlung deutscher Handwerker und Flüchtlinge im Steinhölzli, einem zehn Minuten von Bern gelegenen Wäldchen, die deutschen Farben aufpflanzte und die Farben der deutschen Dynastien zerriß und mit Füßen trat, wozu noch Gerüchte von einem beabsichtigten bewaffneten Einfall in Deutschland kamen, erfolgten zahlreiche Ausweisungen aus der Schweiz. Zwar zerfiel damit der Verein, aber seine Bestrebungen wurden 1845 von Lyon wieder aufgenommen und machten sich in der Gründung weiterer republikanischer Vereine in der Schweiz und in der Organisation von Aufständen in Baden geltend.“ Im Anfang der vierziger Jahre lebte auch der bekannte kommunistische Schneidergeselle Wilhelm Weitling in der Schweiz und betrieb in Zürich, Lausanne und Neuenburg eine freilich auf kleine Kreise beschränkte Agitation. Mit diesen spätern Bewegungen beschäftigt sich wohl Gotthelfs Werk, das wir auf seine historische Thatsächlichkeit zwar nicht untersuchen können, das aber die Anzeichen und Stimmungen sicher richtig wiedergiebt. Daß Gotthelf in der Seele eines deutschen Handwerkergefellens fast ebenso gut Bescheid weiß, wie in der eines Berner Bauern, wird den, der sein großes Anschauungstalent einmal erkannt hat, nicht mehr überraschen. Übrigens ist auch das Besondere schweizerischer Menschen und Dinge, wie der pathetische Radikalismus der Welschschweizer, vortrefflich geschildert; für das Tartarinmäßige der Romanen hatte Gotthelf einen guten Blick. Jakob, der Held des Werkes, macht eine harte Schule durch, ist nahe daran zu verlumpen, zuletzt gehen ihm aber doch die Augen auf, und er kehrt als Mann in die Heimat zurück.

Nach dem früher ausgeführten wird sich niemand wundern, daß Biziüs sehr wohl erkannte, daß der Sozialismus in dem Industrialismus wurzelt, und daß er nichts weniger als ein Freund des Fabrikwesens war. Seine Gesamtstellung dürfte folgende Auslassung klar machen: „Der Kommunismus

ist ganz einfach der tierische Zustand, wie er auch unter den Menschen nach Aufhebung des Eigentums und der Ehe und Einführung der sogenannten freien Liebe entstehen würde. Der Sozialismus [man wolle bemerken, daß Gotthelf nicht in den Fehler unsrer Streiter für Ordnung, Recht und Sittlichkeit verfällt, Kommunismus und Sozialismus unterschiedslos durcheinanderzuwerfen] will in das Grobe das Feine bringen, will die von Gott gegebenen Kräfte ordnen, jeder Kraft die passende Arbeit anweisen und jeder Arbeit akkurat den gehörigen Lohn, will die sichtbare Vorsehung sein und ergänzen die Ordnung Gottes. Aber das geht halt nicht, wer will so etwas handhaben, wer will den Blitz lenken, dem Sturm gebieten, dem Meere sagen, bis hierher und nicht weiter, die Witterung verbessern, den Reif abschaffen, und den Meltau verbannen, und den Raupen die Erde verbieten, und Dreiecke und Kreise zeichnen am Meeresufer und Flut und Wind gebieten, sie zu respektieren ewiglich? Wir geben gern zu, daß große Unbill in der Welt ist, daß namentlich in Fabriklanden an der Menschheit mächtig gefrevelt wird, und mancher Unbill mag man durch Gesetze steuern so gut als dem Mord, dem Raub, dem Ehebruch usw., aber an die Quelle des Übels reicht des Menschen Macht nicht. Zu ordnen, daß es weder Arme noch Reiche mehr giebt, das vermag der Mensch nicht, denn die Armen habt ihr allezeit bei euch, hat Christus gesagt. Daß man aber eben vergißt, was Christus gesagt, daß Fabrikherr und Fabrikarbeiter das Heil nicht mehr bei Christo suchen, das Himmelreich nicht mehr inwendig, sondern auswendig, daß Einzelne eine wilde Horde um sich sammeln, um reich zu werden, und nicht daran denken, daß zahme Hunde am Ende doch ihren Herrn fressen, wenn sie hungrig werden, darin liegt das Übel, und dies heilt man nicht mit diesem, nicht mit jenem, mit keiner neuen Ordnung und keinem neuen Heiland, sintemalen ein einziger Name uns gegeben ist, in welchem wir sollen selig werden, der Name Jesus Christus. Dieser sagt uns, wo das Übel liege: nicht in den Zuständen der Welt, sondern in den Zuständen der Seele, nicht in der Armut, sondern in der Sünde, und nicht in Revolutionen ist das Heil, sondern in der Wiebergeburt des innern Menschen, denn wer nicht wiedergeboren wird, der wird das Reich Gottes nicht sehen. Je weiter man von Christus weicht, desto größer wird das Geschrei und Elend, und begreiflich sind die größten Sünder am elendesten, schreien am lautesten, sehen am wenigsten, wo das Heil ist, oder werden am frühesten der Hungrigen Beute. Dies mag an gar manchem Orte geschehen, es mag fürchterlich zu gehen an manchem Orte, aber mit dem Sozialismus beugt man nicht vor, man macht nur zwei Revolutionen statt einer. Erst zieht man die Reichen aus, hat man keine Reichen mehr, so kehrt jeder das Schwert gegen den andern, um selbst wieder reich zu werden, und dies trotz allen Einrichtungen und Ordnungen der Menschen. . . . Der sogenannte Sozialismus ist nichts als ein schlechtes Surrogat für Christus, und Surrogate entstehen nur, wenn das

Wahre selten wird oder gar nicht zu haben ist. Ein Surrogat verdrängt das andre, keins hat Bestand. So würde der Sozialismus alsbald vom Kommunismus verschlungen, der Kommunismus vom Despotismus, und dies wechselnde Elend brächte die armen Sünder vielleicht wieder zu dem, der den glimmenden Docht nicht auslöscht, den Elenden nicht verstößt. Gar mancher begründet den Sozialismus mit dem Christentum und weiß nichts von Liebe, ist geneigt, Gott und Menschen zu hassen, ist Sozialist aus Neid und Haß, und Neid und Haß sind bekanntlich nicht Liebe." Das ist eine Predigt, wird man sagen — aber es ist doch etwas anderes als die beliebten Heterereien gegen die Sozialdemokratie, und die lächerlich dummen Scheinargumente gegen ihre Anschauungen, die wir in den bürgerlichen Zeitungen Tag für Tag wiederholt finden. Auch wer Gotthelfs christlichen Standpunkt nicht teilt, wird zugeben, daß die sozialen Fragen vor allem durch Änderung der herrschenden Anschauungen und Gefinnungen gelöst werden müssen, daß die Wiedergeburt des innern Menschen bei Arbeitgebern wie Arbeitern die Hauptsache ist. Aber daran denkt man jetzt, fünfzig Jahre, nachdem das Gotthelf geschrieben hat, weniger als je, zumal in den am meisten beteiligten Kreisen.

„Räthi, die Großmutter,“ Gotthelfs zweites gegen den Sozialismus gerichtetes Buch, ist viel weniger polemisch als der „Handwerksgeselle,“ obwohl die Predigten und Auseinandersetzungen auch hier nicht ganz fehlen, es ist fast rein dichterischer, darstellender Natur und zeigt, daß man auch in der größten Armut glücklich und zufrieden sein kann, und daß Gott die Seinen nicht verläßt. Sieht man ganz von der Tendenz ab — ihr ist entgegenzuhalten, daß eine eigne Natur dazu gehört, Armut und die ihr immer noch zu teil werdende Verachtung zu ertragen, ohne verbittert zu werden —, so erscheint „Räthi“ als ein vortreffliches Idyll, freilich ein Idyll, das viel Bewegung hat: Naturereignisse und irdische Nöte treten genug ein, aber eine tapfere, gottesfürchtige alte Frau überwindet sie mit Hilfe guter Menschen zum Teil, vor allem jedoch durch eigne Pflichterfüllung. „Räthi, die Großmutter“ ist dem Stoffe nach die einfachste aller Geschichten Gotthelfs, „ein altes Mütterchen mit allen großmütterlichen und mütterlichen Schwachheiten, ein verwöhnter kleiner Junge und zwei Hühner, ein schwarzes und ein weißes, das ist gleichsam die Familie, um die sich die Erzählung dreht,“ aber gerade diese Einfachheit des Stoffes läßt den großen innern Reichtum, über den der Dichter verfügt, umso mehr hervortreten. „Räthi“ hat daher stets für eins seiner anziehendsten Bücher gegolten.

Nach einigen kleinern Erzählungen gab Bizius dann 1849 „Uli, den Pächter,“ die Fortsetzung von „Uli, dem Knecht“ heraus. Der Roman schildert, wie Uli, der ganz in Erwerbssucht, der Klippe unermüdllich arbeitsamer Naturen, aufgeht, dadurch in allerlei Versuchung und Stricke fällt und die härtesten Schläge erdulden muß, aber durch die Tüchtigkeit seiner Frau gerettet wird, und damit im Zusammenhange den Untergang der Familie

Soggelis — also durchaus soziale Dinge, ohne daß sich das Soziale allzu sehr aufdrängte, „Uli, der Pächter“ ist vielmehr als bloße Erzählung eine der besten Gotthelfs, wenn er auch den Reiz des „Rnechts“ nicht ganz erreicht.

Eine sehr wichtige Schrift ist die „Käseerei in der Befreude,“ die Darstellung des genossenschaftlichen Lebens in einer Dorfgemeinde, also ein Stoff, der wieder die naturalistische Eroberung eines weiten Gebiets für die Kunst bedeutet. Mag auch Keller in seiner Besprechung des Buches sagen, daß in der „Käseerei“ soviel von dem animalischen Verdauungs- und Sekretionsprozeß die Rede sei, daß der verärgelte Leser mehr als einmal unwillkürlich das Taschentuch an die Nase führe, mag selbst Manuel finden, daß die Farben hier grell aufgetragen seien, und ein Freund des Dichters von „zu viel Dreck und Gestank“ in dem Buche sprechen, wir Kinder einer andern Zeit, die wir, so hoch wir auch das reine Kunstwerk schätzen, doch auch von Ernst, Wahrheit und Genauigkeit einer Darstellung etwas halten, wissen ein Werk wie dieses, das geradezu die Naturgeschichte des Dorfes giebt, zu würdigen. Unwillkürlich wird man angetrieben, diese „Käseerei“ mit Zolas La Terre zu vergleichen, und da kann man sich denn doch nicht verhehlen, daß die Schilderung des Schweizlers weit erfreulicher wirkt als die des Franzosen — Zola ist eben Stadtmensch und sieht das Dorfleben höchst einseitig, auch mag der französische, überhaupt der romanische Bauer noch „schlimmer“ als der deutsche sein. Schlimm genug ist dieser freilich auch, aber die Lichtseiten des Bauernlebens sind doch nicht zu übersehen; auch hat das Gotthelf nicht gethan, er hat in der Liebesgeschichte von Felix und Anneli ein Stück Dorfpoesie geschaffen, das an Unmittelbarkeit seinesgleichen sucht. Dazu stehen dann die schmutzigen Dinge, zu denen wir die genaue technische Darstellung der Käsebereitung nicht rechnen wollen — hier ist Gotthelf der Vorgänger aller modernen Naturalisten —, in einem künstlerisch immer noch zu rechtfertigenden Gegensatz.

Am meisten getadelt worden von sämtlichen Schriften Gotthelfs ist „Zeitgeist und Bernergeist“ (1852), und das Werk verdient auch diesen Tadel; denn es ist eine Parteischrift und nicht frei von den Einseitigkeiten einer solchen. Wir haben Bizius als echt konservativen Mann erfunden; daraus folgt ohne weiteres, daß er, leidenschaftlich wie er war, den Radikalismus hassen mußte; immerhin ist er so objektiv, zu erklären, daß er nicht die radikale Politik, soweit sie eben Politik bleibe, sondern „die Sekte des Radikalismus, das eigentlich propagandistische und zersetzende Wesen desselben“ bekämpfe. Er thut das, indem er die Schicksale zweier befreundeten Bauern gegenüber stellt, so, daß dem einem, dem Konservativen, alles gedeiht, der andre, der Radikale, wirtschaftlich und sittlich beinahe zu Grunde geht. Keller hat das für unmöglich erklärt, insofern es die Wirkung des Zeitgeistes auf einen sonst tüchtigen Bauern vorstellen soll: „Wer die Bauern kennt, weiß zu gut, daß diese sich nicht so leicht aus dem Häuschen bringen lassen, und es geht gerade über die

schweizerischen Bauern die Klage, daß bei ihnen der Liberalismus keinen sonderlichen Einfluß auf den Geldbeutel ausübt.“ Mit solchen allgemeinen Sätzen läßt sich aber die Siltigkeit der Gotthelfschen Charakteristik nicht erschüttern, die vor allem auf die Macht der Eitelkeit, die Sucht, politischen Einfluß zu üben, gestellt ist. Auch hat Manuel mit Recht bemerkt, daß in der radikal demokratischen Lebensansicht die Versuchung zu Zügellosigkeiten größer ist als in jeder andern. Gegen gewisse Übertreibungen kann man Verwahrung einlegen, ein wahres Zeit- und Sittenbild mit gutgezeichneten Charakteren bleibt aber auch dieses Werk.

Das letzte Buch Gotthelfs, 1854 erschienen, betitelt sich „Erlebnisse eines Schuldenbauers.“ Auch hier finden sich manche Auslassungen gegen den Zeitgeist, doch liegt der Schwerpunkt durchaus in rein wirtschaftlichen Dingen, und die Tendenz richtet sich gegen gewissenlose Spekulanten, habgierige Geschäftsmäkler und dergleichen Volk, das natürlich auch unter der Schutzdecke des Radikalismus, der Freiheit und Gleichheit am besten fährt, ferner gegen schwache und in Formelkram verkommene Regierungen, die dem Volke, dem Ärmern kein Recht verschaffen können. Gerade dieses Buch zeigt deutlich, daß Gotthelfs Herz bis zuletzt dem Volke gehörte, daß er nie ein Pfaffe und Reaktionär war. „Wir können dem Dichter, sagt Manuel, unsre Hochachtung und herzliche Teilnahme nicht versagen, der hier fast mehr als in einem andern seiner Werke zum wirklichen Jeremias wird, »den des Volkes jammert,« der ein so warmes Herz für das Volk hat, und der besonders die Armen, die Schutzbedürftigen, die Einfältigen, die der Versuchung und der Betrügerei allerwärts Ausgesetzten durch die ungeschminkte, wahre Darstellung ihres von so vielen Seiten umlauerten und bedrohten Lebens warnen oder die Macht des Staates zu ihrem wirksamern Schutz aufrufen möchte. Vigius ist ernst wie der alttestamentliche Prophet, er zürnt wie ein Jeremias oder Jesaias, aber dieser Zorn ist zugleich ein klagender, ein Zorn des tiefsten Mitgeföhls, einer Liebe zum Volke, die sich nicht erheucheln läßt, und zwar zum lebendigen, handelnden, duldbenden, arbeitenden Volke. Es ist, als ob Vigius in diesem letzten Buche den Ärmern und Gedrückten im Volke ein Vermächtnis seines warmen Herzens habe hinterlassen wollen. Das Buch ist wie mit seinem Herzblut geschrieben.“

